In freier Stunde

Sensation in Heiligenburg

(4. Fortsetzung)

Roman von Ernst Klein

Aber da lag der Brief: Still, wie einer, der auf was Großes wartet. Martin nahm ihn auf. Hm — dick war der! Ein Katalog? Neue Grammophonplatten? Oder so ähnliches . . . Er riß den Umschlag auf und erkannte die Schrift seines Vaters.

Der Vater? Was will denn der? Ein bitterkaltes, unangenehmes Gefühl kroch ihm in der Brust herauf . . . Er fing, halb unbewußt, zu lesen an: „Mein lieber Martin! Du bist mein ältester Sohn, und zu Dir muß ich sprechen. An wen sonst soll ich mich wenden?"

Acht lange, mit des Vaters gestochener Kanzleischrift angefüllte Seiten. Ohne jedes Sentiment, trocken, wie in einem Geschäftsbericht, schilderte der alte Wagenmeister den Weg, auf dem er in das Dickicht gestolpert war, aus dem er keine andere Befreiung wußte als eine vorzeitig geöffnete Waggontür. Die Weltkrise, die alle Länder überflutete, zerschlug mit einem allerletzten Ausläufer die bescheidene Existenz eines anständigen Mannes . . .

7. Kapitel.

Martin Wagenmeister saß am Fenster und hielt seines Vaters Abschiedsbrief in der Hand.

Er hatte ihn schon zweimal gelesen. Zuerst, ohne ihn recht zu begreifen. Selbst sein an schnellste Exaktarbeit gewöhntes Hirn vermochte nicht sofort die Unmöglichkeiten dieses Briefes in sich aufzunehmen. Beim zweiten Male grub er sich durch ihn hindurch wie durch einen festgefrorenen Erdhaufen. Als er zu Ende war, überkam ihn ein Gefühl nie gekannter Kraftlosigkeit. Er war fertig. Ausgehöhlt.

Regungslos saß er da. Mitunter wischte er sich mit dem Handrücken über die Stirn, die immer feuchter wurde. Die Haare seines Schnurrbartes hingen ihm in den Mund hinein; er merkte es gar nicht.

Christines Stimme schreckte ihn auf. „Was ist denn los mit dir?" rief sie vom Garten herauf, „was machst du denn für ein g'spaßiges Gesicht?"

Er blickte hinunter. Da stand sie dicht unter dem Fenster, hatte drei Kohlköpfe — „Prachtvoll, nicht wahr?" — in der Biegung des Armes. Die Sonne hielt sie von rückwärts in ihrem Lichte, verwischte die Umrisse ihrer Gestalt und machte aus jedem einzelnen ihrer Haare einen Faden gesponnenen Goldes. Das alles sah Martin; es schien so unwirklich . . .

„Na, was ist los mit dir?"

„Mit mir? Nichts ist los! Ausziehn tu' ich mich!" antwortete er und lehnte sich dabei aus dem Fenster, damit sie den Brief in seiner Hand nicht sähe.

„Diese Beschäftigung scheint ja kolossale geistige Anforderungen an dich zu stellen?" spitzte sie hinauf, streckte ihm die Zunge heraus und verschwand in Richtung der Küche.

Und da soll ich? Was soll ich? Martin Wagenmeister fing von vorn wieder an. Zum dritten Male las er diesen Brief und erfaßte erst jetzt die ganze Wucht der Aufgabe, die er ihm hinterließ. Natürlich: An wen sonst konnte sich der Vater wenden?

Am Schlusse des Briefes stand: „— — — Christine wird heiraten und Franz ungestört seine Studien vollenden können. Du wirst ihnen helfen. Du hast ein gutes Einkommen. Du hast eine große Zukunft vor Dir. Ich weiß: Anders als Dein Vater wirst Du Dir all das halten, was Du Dir selbst versprochen hast. Ich sage nich' zuviel, Martin, wenn ich Dir versichere, daß gerade die Hoffnung auf Dich mir die Kraft verlieh, mein Vorhaben durchzuführen. Und sieh: Seit ich meinen Entschluß gefaßt habe, bin ich wieder ruhig geworden. Ich kann mir wieder selbst in die Augen schauen. Ich kann mit Dir sprechen, ohne mich im Innern aufzuzehren vor Scham und Angst. Es gab eine Zeit, da ich mit meinem Schicksal haderte. Aber ich habe eingesehen, daß man immer nur das Schicksal hat, das man sich selbst bereitet, und deshalb zögere ich nicht, aus dieser Erkenntnis die unabänderliche Folgerung zu ziehen."

An dieser Stelle waren zum erstenmal auf den acht Seiten Worte ausgestrichen. Hier hatte der Schreiber die Gefaßtheit werloren. Er hatte das Abschiedswort der Liebe gesucht und nicht gefunden. Furcht war in ihm gewesen, am Ende, von Rührung überwältigt, gar schwach zu werden.

Und so schrieb er mit plötzlich unsicher gewordener Hand die letzten Sätze: „Mein lieber Sohn! Ich überlasse es Dir, der Christine und dem Franz zu sagen, was Du für nötig hältst. Ich weiß, ich lade eine harte Last auf Deine Schultern; aber auf die Reise, die ich morgen antrete, nehme ich die beruhigende Ueberzeugung mit, daß Du unter dieser Last nicht zusammenbrechen wirst. — Und so, für immer, Dein Dich liebender Vater Karl Wagenmeister."

Erst bei der Unterschrift hatte sich die Sicherheit der Hand wiedergefunden. Genau so stolz und gemessen stand unter dem Namen der Schnörkel wie unter allen Briefen, die der alte Wagenmeister seit dem Jahre 1919 auf seinem Schreibtisch in der Kanzlei auf dem Platze zu Heiligenburg unterzeichnet hatte. Der Schnörkel war die letzte Amtshandlung des Herrn Direktors . . .

Von der Küche her, deren Fenster in den Garten hinausgingen, kam das Singen Christines herauf.

Sie war nicht sonderlich musikalisch. Sie hatte

keine klangvolle Stimme. Sie konnte sich von den Texten mit knapper Not die ersten drei Worte merken. Aber es sang so aus ihr heraus — das war es. Was sie sang, darauf kam es gar nicht an. Immerhin hatte sie ein gewisses, in bescheidenen Varianten sich bewegendes Programm. Sie fing meistens mit dem Toreromarsch aus „Carmen“ an, gab dann die „Herren von Maxim“ zum besten, denen die „Zwei Blondinen“ folgten, worauf das „klingende, singende, Herzen gewinnende Lied von Wien“ den Beschluß machte. Mitunter gab's an Stelle der leichtfertigen „Herren von Maxim“ den Pilgerchor aus „Tannhäuser“ oder den alten Marsch „Hoch Habsburg“. — „Lali — lala — lalala . . .“ Das sangen die Maximherren Lehars und die von der Pilgerfahrt heimkehrenden Sünder Richard Wagners.

Und das sangen die Pilger auch jetzt, während Martin Wagenmeister in seinem Zimmer hockte, den Brief des Vaters in der Hand hielt und sich nicht zu rühren vermochte.

Er begriff alles, was in dem Briefe stand, aber ihm war, als sei er an diesem schönen, milden Frühlingstage plötzlich erfroren. Das Blut in den Adern war ihm erstarrt. Infolgedessen funktionierten die Ganglienzellen seines Hirns nicht. Er vermochte nicht in gerader Reihe zu denken. Doch plötzlich geriet, durch einen Gedanken der Empörung angekurbelt, der Motor seines Hirns wieder in Gang. „Bei einem solchen Bankrott des Lebens kann man seine Verpflichtungen nur mit dem Leben selbst bezahlen!“ Das andere alles — — Menschen sind wir . . .

Aber eben deshalb: das Leben wegwerfen? Für Martin Wagenmeister, der täglich um das Leben anderer kämpfte, war Leben der Inbegriff höchster Religiosität. Aus der Wertschätzung des eigenen Daseins heraus achtete er das fremde Dasein auf der Welt — das allein hatte Wert, und das allein gab Wert. Und nun warf der Vater diesen unersetzlichen Wert fort? So wie ein Rock, der nicht mehr zu tragen war?

Mit dem Leben bezahlen? Phrase, die nicht zu dem Wesen des Vaters paßte. „Ich will mich — —“ Martin hörte auf einmal eine Stimme in dem Zimmer und merkte gar nicht, daß es seine eigene war. „Ich verstehe den Alten nicht. Warum ist er denn nicht vorher zu mir gekommen?“

Was ist? — Jemand an der Tür? Er war mit drei seiner längsten Schritte bei ihr, riß sie auf. Niemand . . . Wer sollte auch —?

„Lali — lala . . .“ Christel! Christel! Mein Gott, das Mädel —!

Da war schon wieder das lähmende Gefühl der Mark und Bein durchdringenden Kälte über ihm. Er warf die Tür zu und flüchtete ins Zimmer zurück. Die Hosenträger, die ihm hinten herabhingen, gerieten ihm zwischen die Beine. „Schmarren — verfluchter!“ Mechanisch knöpfte er sie wieder an, blieb am Tische stehen und starrte zum Fenster hinaus. Die Sonne kam immer höher.

Ein neuer Gedanke riß sein armes Hirn aus abermaliger Erstarrung: Wenn der Vater tatsächlich seinen Entschluß ausgeführt hatte, dann — dann — — Verzweiflung suchte mit brennenden Augen die Zeiger der Uhr. Vierzehn Minuten vor zehn . . . Verzweiflung begann zu rechnen: Um acht ging der Zug von Ebersbach ab — drei Viertelstunden nach Siegmundsherberg — dazwischen der Tunnel . . . Die Nachricht müßte danach schon da sein!

Nein — woher denn? Wenn doch erst drei Viertel auf neun — — Gedanken, Befürchtungen, Zweifel . . . Wirbeltanz der aus Erstarrung des Schreckens in Ueberhitze geratenen Ganglienzellen eines sonst tadellos funktionierenden Hirns. Von einem Extrem ins andere. Riesengroß richtete sich die Hoffnung auf. Stieß alles andere beiseite. Der Vater hatte es sich überlegt! Natürlich! Er mußte es sich überlegt haben — der Vater, der selbst so das Leben bejahte! Ein Mann, gesund an Körper und Geist, in seinem Alter so wenig verbraucht — der sollte all diese Daseinsenergie auf einmal als unerträglich empfinden? Lächerlich! Man faßt solch einen Entschluß; man macht sich mit ihm vertraut; man bringt ihn sogar zu Papier — doch nie und nimmer zur Ausführung . . . In einer halben Stunde war der Vater in Wien. Dachte jetzt wohl während der ganzen Zeit mit Beschämung und Reue an seinen Brief — wollte ihn ungeschrieben machen . . .

Martin hob den Umschlag auf, betrachtete ihn sorgfältig. „Die Adresse hat er sich auf einer der Maschinen in der Kanzlei geschrieben. Im Spital ist dieselbe Maschine. Ich werde so ein Kuvert neu schreiben und den Brief hineinstecken. Wenn er heute abend zurückkommt, wird er den Brief uneröffnet vorfinden. Ich werde sagen, ich hätt' ganz vergessen — —“

Das Telephon klirrte von der Diele herauf. Der große, starke Mann zitterte. Er tastete nach dem Rand des Tisches, neben dem er stand. Also doch —? Zwei, drei Herzschläge. Er stand mit weit vorgebeutem Kopf und lauerte auf das Signal. Wenn sie noch einmal läuteten —

Doch da erinnerte er sich: Christel konnte ihm zuvorkommen. Dann hörte sie ohne Vorbereitung . . . Mit einem einzigen wilden Satz war er aus der Tür, über die Treppe. Die Klingel schrie, gellte. Von der Küche hörte er Christine heraufeilen.

Er war vor ihr am Apparat. „Ja: Hier Doktor Wagenmeister!“

Sie blieb auf dem oberen Treppenabsatz stehen. Sie hatte die Aermel aufgerollt und die Hände voller Teig.

„Aufgewacht?“ hörte sie die Frage des Bruders und trat einige Schritt näher. „Gut. Temperatur siebenunddreißigneun? Nicht mehr? Ausgezeichnet! Ich komme nachher hinüber.“

Er hängte an. In seinem Gesicht war ein Ausdruck, den Christine sich nicht zu erklären vermochte. Er stand, die Hand noch am Hörer, und atmete tief und laut. Auch die ganze Haltung seines wuchtigen Körpers war ihr rätselhaft. Sie ahnte, daß er eine größere Erregung empfand, als durch die telephonische Nachricht bedingt war. Ein Patient außer Gefahr — Alltäglichkeit seiner Arbeit . . . „Nachricht von der Baronin?“ fragte sie.

Er schaute sie an, als hätte er sie nicht verstanden. Wie konnte sie wissen, daß in diesem Augenblick Hoffnung und Zweifel in ihm miteinander rangen? Seine Knie zitterten. Der Vater lebt! Nein — sie müssen schon telephoniert haben — —

Christine war bei ihm. Sie legte die Hand auf seinen Arm; erinnerte sich, daß sie ihn schmutzig machte, zuckte wieder zurück. Spähte in sein Gesicht. „Was ist denn los mit dir Martin? Du stehst ja da —!“

Aeußerste Kraftanstrengung vollbrachte er und konnte ihr halbwegs in Ruhe antworten: „Weißt, ich bin so aus dem Schlaf gefahren. Die ganze Nacht war ich auf den Beinen. Jetzt ist sie über den Berg. Hab's ja gleich gewußt . . .“ Er begann über die Operation zu reden. Hastig, ohne Zusammenhang oft.

Christine hörte ihn an und ließ sich nicht täuschen. Sie schwieg. Sie ließ sich sogar gehorsam in die Küche zurückschicken. Aber sie sang nicht mehr.

Schwerfällig stapfte Martin die Treppe hinauf und ließ die Tür seines Zimmers offen. Er wollte nicht wieder den Wettlauf mit dem Schrecken machen. Er wartete. Er war bereit. Dabei sagte er sich immer wieder vor: „Er hat's nicht getan! Er ist bald in Wien! Er darf nicht — darf, darf, darf, darf nicht!“

(Fortsetzung folgt)

Das Greisenhaupt

Von Ursula Westphal.

Der junge Meister Jupp Wohlgemuth, frischwangig und mit blitzweißer Schürze so appetitlich wie die Rumpsteaks in seinem hübschen Laden, war dafür bekannt, daß er die reizendsten Einfälle hatte, mit denen er für gewöhnlich sein Schaufenster dekorierte. Aber daß es so lange dauerte, bis er eine Meistersfrau bekam, daran war auch einer seiner reizenden Einfälle schuld, mit dem er eine Geschichte angezettelt hatte, bei der zarter besaitete Gemüter vielleicht nicht umhin können, die Nase zu rümpfen, und die doch den Vorzug hat, nicht ersonnen, sondern tatsächlich geschehen zu sein. Die Wirklichkeit malt nun einmal nicht immer mit zartem Pinsel.

Unter allen hübschen Mädchen, die nachts aus lauter Liebe zum Jupp von Lendenstücken und Kalbsrücken träumten und nicht zuletzt von ihm selber, hatte ihm keine so gut gefallen, daß er sie sich zur Meistersfrau wünschte. Er hatte sich ausgerechnet in Anna verliebt, die für die feinere Bildung schwärmte und deren zarte Hände lieber Blumen begossen als Würste stopften. Seit sie gar von einem Besuch bei einer verheirateten Freundin aus der Großstadt zurückgekehrt war, redete sie nur noch davon, wie gemütlich es wäre, einen Teewagen mit hübschem Geschirr darauf zu besitzen und am Fenster ein Blumenbrett mit Kakteen . . . Er hatte also nicht allzu große Chancen, zumal sich auch Herr Piepenbrink, der Provisor, um sie bewarb, was nicht ohne Eindruck auf Anna blieb. Andererseits war Jupp Wohlgemut entschieden hübscher und männlicher von Gestalt, und vielleicht hatte Anna ihn auch wirklich lieber — aber könnte er wieder eine Meistersfrau gebrauchen, die, anstatt sich um die Mettwürste zu kümmern, Kakteen begoß und Gedichte las? Es war eine rechte Zwickmühle!

Eben um diese Zeit nahte Annas Geburtstag. Sie wurde ganze achtzehn Jahr alt, und hatte vordem zu Jupp und Herrn Piepenbrink errötend geäußert, daß ihr zweitglühendster Wunsch eine Kaktee, und zwar ein Greisenhaupt sei. Ueber den erstglühendsten ließ sie sich nicht weiter aus, aber Jupp erriet ihn so und vermerkte ihn schweigend. Aber ein Greisenhaupt? Die beiden Bewerber sahen ein wenig ratlos drein.

Anderntags prallten sie beide in dem kleinen Blumenladen der Stadt aufeinander und jeder tat, als ob der andere Luft wäre. Und das kleine Fräulein sah bei ihren exzentrischen Wünschen genau so ratlos drein, wie die beiden am Tage zuvor, und meinte, das wäre kein Geschenk für eine junge Dame, und deshalb führe das Geschäft diese merkwürdige Pflanze nicht.

„Nehmen Sie doch lieber einen schönen Rosenstock!" sagte sie ermunternd, und Herr Piepenbrink nahm tatsächlich einen kostbaren Rosenstock. Und der war sicherlich hübscher als ein Greisenhaupt.

Jupp Wohlgemut aber fuhr in die nächste größere Stadt. Er ging in den schönsten Blumenladen, ließ sich ein Greisenhaupt zeigen, schüttelte erst entgeistert den Kopf, pfiff dann vor sich hin, und fuhr, nachdem er erst zwei größere Geschenke erstanden hatte, von denen das eine ein Blumenbrett war, und das andere mit der Post geschickt werden mußte, wieder zurück. Dabei wurde sein Gesicht immer strahlender, denn ihm war einer seiner reizenden Einfälle gekommen. Also soo sah ein Greisenhaupt aus! Länglich und mißfarben, ihm durchaus bekannt, mit langen weißgrauen Haaren bedeckt, die allesamt nach oben strebten! Und er schüttelte nochmals den Kopf. Eigentlich war Herrn Piepenbrinks Rosenstock wirklich schöner. Aber wenn Annchen nun mal für Greisenhäupter schwärmte, so stand zu erwarten, daß sie sich auch an die merkwürdigen Gewächse seines Ladens gewöhnte, die ebensowenig Blumenhaftes an sich hatten.

Anderntags strebte Jupp Wohlgemut mit einem Blumenbrett und einem rosaumwundenen Blumentopf bewaffnet zu Annas väterlicher Behausung und stellte seufzend fest, daß das rosa Kreppapier eigentlich das Schönste an seinem Geschenk war.

Herr Piepenbrink traf gerade vor ihm ein; er überreichte unter vielen Kratzfüßen und recht geschraubtem Geschwätz seinen Rosenstock, der von Anna mit durchaus freundlichen Blicken aufgenommen wurde. Als sie jedoch Jupps Geschenke auswickelte, brach sie in einen anmutigen Freudenschrei aus. „Nein, wirklich, ein Greisenhaupt!" sagte sie strahlend.

„Es ist ein ganz seltenes Exemplar!" erwiderte Jupp bescheiden und drehte an seiner rotseidenen Krawatte, denn er wollte Anna auch darauf aufmerksam machen.

Und niemand erging es heute besser als ihm, der als Spender des Greisenhauptes die größten Tortenstücke und die zärtlichsten Blicke bekam. Trotzdem war ihm ein wenig beklommen zumute, einmal, weil er eigentlich mehr für Schinken und handfeste Zärtlichkeiten war, und andermal überhaupt und so. Aber niemand merkte es, und es wurde ein hübscher Geburtstag, an dem sich nur Herr Piepenbrink kränkte, obwohl er doch extra seine weißen Handschuhe angezogen hatte und sich vor lauter Vornehmheit nicht satt aß.

Nun also hatte Anna ein Blumenbrett, darauf die Liebe ihrer beiden Verehrer blühte, die eine süß und rosafarben, Blüte an Blüte, ein kurzer Rausch, die andere kraftvoll und dauerhaft, wie sie bei sich meinte; und beide dufteten. Das heißt, das Greisenhaupt duftete eigentlich nicht gut. Anna begoß beide täglich, sie zupfte die welken Blätter vom Rosenstock und streichelte das Greisenhaupt, doch merkwürdigerweise kam es ihr vor, als wollte der Kaktus nicht recht gedeihen. Er schrumpfte mehr und mehr zusammen und wurde immer mißfarbener und einem Kaktus immer unähnlicher, in dem Maß, da er stärker zu duften begann.

Eines Tages nun erschien Herr Piepenbrink. Er erkundigte sich galant nach Annas Befinden, warf einen Blick auf das Blumenbrett und sah seine Liebe blühen und die Jupp Wohlgemuts kläglich dahinsiechen und hörte äußerlich bedauernd, innerlich voll geheimer Wonne, Annas Klagen ob des nicht gedeihenden Greisenhauptes.

„Sieh da," sagte er und warf sich in die Brust, „das ist doch Meister Wohlgemuts Geschenk, über das Sie sich so freuten, Fräulein Anna! Nun, ich bin ja Blumenkenner, lassen Sie mich mal sehen!"

Und er nahm sachkundig den kleinen Blumentopf in die Hand, sein Gesicht wurde nicht eben schlauer, dann erhellte es sich plötzlich, und schließlich schmetterte er ein nicht endenwollendes Hohngelächter in die gute Stube. Darauf nahm er unter Annas ängstlichen Blicken ein Stück Papier, ergriff das Greisenhaupt und riß es sozusagen mit der Wurzel aus seinem trügerischen Dasein.

„Liebes Fräulein Anna" — sein Gesicht erglänzte wie ein Vollmond —, „falls Sie wirklich noch die Absicht haben sollten, eine Meistersfrau zu werden, dann müssen Sie lernen, daß dieses Greisenhaupt zwar kein Greisenhaupt, dafür aber ein recht ausgewachsener — Ochsenschwanz ist. Die Aehnlichkeit ist ja wirklich verblüffend! Der Meister hat sich einen, na, sagen wir, etwas merkwürdigen Scherz erlaubt!"

Und dann wollte er das Eisen schmieden, solange es heiß war, und sagte viel schöne Dinge über seine eigene zarte Liebe und seinen rosa Rosenstock.

Aber Anna hörte nicht mehr. Sie war blutübergossen zur Tür hinausgestürzt, in der Hand den Zettel, der auf dem Grunde des Blumentopfes gelegen hatte. Und von Wut und Schluchzen geschüttelt las sie:

„Wertes Annchen! Wenn Sie Greisenhäupter wirklich so lieben, dann werden Sie nur bald meine Frau, denn ich habe von denselben soviel im Laden wie Sie wollen, und kann man sogar schöne Suppe daraus kochen. Und was Ihr richtiges Geburtstagsgeschenk ist, das wartet bei mir auf Sie, indem es Ihr glühendster Wunsch war. In ewiger Liebe Ihr Jupp Wohlgemut."

„Soll nur warten," wütete Annchen, und nachdem ihre Tränen versiegt waren, goß sie ihren Zorn zunächst mal über Herrn Piepenbrink aus, der immer noch verliebt seinen Rosenstock betrachtete, weil ihm nichts Besseres einfiel.

Da Meister Wohlgemuts Laden der einzig saubere und appetitliche seiner Gattung war, aßen Annchen und ihr in Mitleidenschaft gezogener Vater in den nächsten Wochen vegetarische Reiskotteletten statt Rumpsteaks, Bohnen ohne den Hammel, und dreimal die Woche Fisch, denn Anna hatte ihren Stolz.

Das ging so lange, bis Jupp Wohlgemut, da seine früher tägliche Kundin nicht mehr kam, sie als rechter Meister seiner Branche schon Hungers sterben sah, und wieder einen reizenden Einfall hatte. Er verhängte nämlich eines Tages sein Schaufenster, bis die Neugierde ob der neuen Dekoration hohe Wogen schlug. Als er es wieder den Blicken darbot, stand ein Musterstück von einem Teewagen darin, mit Blumen und zierlichen Schinkenbrötchen, mit lockenden rosa Mettwürsten und dem hübschesten Geschirr bedeckt. Darunter aber stand in großen Lettern:

Vesperstunde im gemütlichen Heim
(Umständehalber zu verkaufen. Näheres hier)

Es war der Teewagen, den Anna sich schon lange gewünscht hatte, und es dämmerte ihr etwas, als sie an den Zettel auf dem Grunde des Blumentopfes dachte. Was war Herrn Piepenbrinks Rosenstock gegen dies Geburtstagsgeschenk, das vergeblich auf sie gewartet hatte! Sie stand lange davor, dann ging sie wieder fort. Am Abend endlich faßte sie Mut und ging in den Laden. „Was kostet der Teewagen?" fragte sie abgewandten Gesichts.

„Oh, der ist furchtbar teuer!" sagte Jupp Wohlgemut ernst-

haft, „und nur an meine ständigen Kunden verkäuflich! Darüber müssen wir in Ruhe verhandeln!"

Und blitzschnell verschloß er den Laden, ließ die Jalousien herunter, rollte mit seiner Schaufensterdekoration in das dahinterliegende Zimmer, nötigte Anna in einen Sessel und goß, ehe sie sich's versah, die bereitstehende Fleischbrühe in die Tassen. Dann schwieg er beharrlich.

„Wie gemütlich es hier ist!" sagte Anna endlich schüchtern.

„Das will ich wohl meinen," erwiderte Jupp erfreut, und schnitt aus Liebe zu Anna die Wurst erst mit dem Messer.

„Die Wurst ist so schön, daß man direkt so hineinbeißen könnte," sagte Anna wiederum, denn sie war von all der Rohkost recht ausgehungert, und sah den Laden mit immer freundlicheren Blicken an.

Sieh da, dachte Jupp, sie eignet sich doch zur Meistersfrau, und begann eine zärtliche Verhandlung über den Teewagen. Bloß über Greisenhäupter und Ochsenschwänze schwiegen sie.

*

Andertags war das Schaufenster wiederum verhängt. Es klebte nur ein Schild daran, darauf mit großen Lettern stand:

Teewagen bleibt umständehalber in der Familie.
Geschäft wegen Familienfest heute geschlossen.

Hochachtungsvoll

Jupp Wohlgemut
Spezialität ff. Wurstwaren

Zeitschriften

Die Mädchen von Heiligengrabe. Landkinder, Prinzessinnen und Töchter bürgerlicher Familien werden in Heiligengrabe erzogen. Spartanisch einfach sind Schlafräume und Schulzimmer, herrlich der Park und die Umgebung, romantisch die sagenreiche Geschichte des alten Zisterzienser-Nonnenklosters, die bis in das Jahr 1289 zurückreicht. Die Uniform verwischt alle Unterschiede und erleichtert die Lebensgemeinschaft. Das einzige verwöhnte Töchterchen schläft mit neun anderen Mädchen in einem Schlafsaal, die Städterin muß ihr elegantes Kostüm ablegen und das Einheitskleid der Stiftskinder anlegen. Alle Mädchen lieben das romantische Kloster trotz seiner strengen Vorschriften außerordentlich und die neueste Nummer (Nr. 48) des Illustrierten Blattes veröffentlicht darüber einen hübschen Bildbericht. Sehr interessant ist auch ein Bildbericht über die große Autostraße in Alaska, die Amerika und Asien gewissermaßen verbinden soll, und eine Bilderserie „Herr Robinson, Fräulein Carmen und Professor Faust persönlich" wird all denen Spaß machen, die sich mit diesen berühmten Gestalten gern beschäftigen. Reichhaltig sind auch diesmal wieder die Humorseiten. Diese besonders interessante Ausgabe des Illustrierten Blattes ist ab Samstag überall für 20 Pfennig erhältlich.

Westermanns Monatshefte beginnen in der Dezembernummer mit der Veröffentlichung des neuen Romans von Thor Goote „Berthold" / Ein deutsches Leben. Der Roman behandelt das Schicksal des Kampffliegers Berthold, des Mannes, der durch Verleihung des Pour le mérite besonders geehrt wurde, der eine der berühmtesten Jagdfliegerstaffeln im Weltkriege führte und der um Deutschlands willen seinen Weg bis zum letzten bitteren Ende ging. Weitere interessante Beiträge im genannten Heft sind „Geistige Brücken zum nahen Osten" von Dr. Johann von Leers, „Weltbild und Gestalt eines Volkes" von Adalbert Forstreuter und „Das Bildwerk im Wandel der Stile" von Wilhem Müseler. Leers zeigt die Berührungspunkte in der Geistesgeschichte Deutschlands und der seiner östlichen Nachbarn und stellt damit die Voraussetzungen für eine engere, politische und kulturelle Zusammenarbeit fest. Forstreuter veranschaulicht die gewaltige Bedeutung und Aufgabe des Rundfunks für die Formung volklichen Lebens und für die Gestaltung eines einheitlichen Weltbildes. Müseler stellt anhand vergleichender Abbildungen den Wandel deutschen Kultur- und Stilgefühls im Laufe der Jahrhunderte dar. Den weihnachtlichen Charakter des Heftes unterstreichen die Aufsätze „Weihnachten im Spielzeugland" von Rotraut Hinderks-Kutscher, „Deutsche Weihnacht" von Erich Bockemühl und die Erzählung „Sankt Michael und die Magd" von Stephanie Roßmann. Die sorgfältig zusammengestellte Abhandlung „Bücher auf dem Weihnachtstisch" wird vielen ein guter Berater beim Kauf des Weihnachtsbuches sein. Besonders erwähnt sei auch, daß der Verlag die ersten vier Hefte des neuen Jahrgangs (Sept.-Dez.) als Weihnachtspackung herausgebracht hat, die sich gut als Geschenk zum Fest eignet und Freude machen wird. Auch das Dezemberheft enthält viele künstlerisch wertvolle Bildwiedergaben, Gedichte und andere kleine Beiträge, die den Reichtum der wertvollen Zeitschrift vervollständigen. Probenummer kostenlos vom Verlag in Braunschweig.

„Das Innere Reich". Zeitschrift für Dichtung, Kunst und deutsches Leben. Herausgeber: Paul Alverdes und Karl Benno von Mechow. Heft 9. Dezember 1934. Preis pro Heft M. 1.80, vierteljährlich M. 4.80. Verlag Albert Langen/Georg Müller in München.

Dies neue Heft der von Paul Alverdes und Karl Benno von Mechow vortrefflich geleiteten Zeitschrift „Das Innere Reich" wird eröffnet von Wilhelm Schäfer's großer Rede auf Johann Sebastian Bach, in der Bach als der größte Künstler des abendländischen Kulturkreises gefeiert wird, aus einem Kunstgefühl heraus, das den von der Renaissance geprägten und vom 19. Jahrhundert übersteigerten Persönlichkeitsbegriff überwunden hat und fähig ist, den objektiven Charakter der Bach'schen Kunst aus ihren eigenen Voraussetzungen zu verstehen, Musik wieder als Gottesdienst, nicht als Menschenwerk zu sehen. Der Kern des Heftes wird ausgefüllt von einer großen Betrachtung „Michaelsberg" von Ernst Bertram, in dessem dichterischem und wissenschaftlichen Werk die Auseinandersetzung zwischen nordischem und südlichem Geist eine entscheidende Stelle einnimmt. Ein Gedicht Adolf von Hatzfeld's „Soest" führt hinüber zur Selbstdarstellung Eberhard Viegeners, des Malers aus westfälischem Blut, dem die heimatliche Landschaft um Soest zur stärksten formenden Kraft seiner Kunst wurde. Zwei kleinere Beiträge von Hans Grimm (die neue Einleitung zum „Erckert-Zug" und die Begründung der Verleihung des Schünemann-Preises an Wilhelm Pleyer für seinen Roman „Der Puchner"), und ausführliche Würdigungen des neuen Werkes von Emil Strauß (durch Jorg Lampe) und Ernst Wiechert (durch Otto von Taube) ergänzen die großen Arbeiten dieses Heftes aufs Glücklichste, das außerdem noch Gedichte von Heinrich Ringleb und Adolf von Hatzfeld und einen sehr schönen und starken Hymnus auf Hindenburg von Ludwig Friedrich Barthel enthält. Es darf noch darauf hingewiesen werden, daß als das eigentliche Weihnachtsheft das Januarheft bereits Mitte Dezember erscheinen wird.

Büchertisch

Gunnar Gunnarsson: „Im Zeichen Jörds". Roman. Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Helmut de Boor. In Leinen gebunden 5.80 RM. Albert Langen/Georg Müller Verlag, München, 1934.

Das gesamte Schaffen des isländischen Dichters Gunnarsson steht, so könnte man sagen, im Zeichen Jörds, das heißt nämlich: im Zeichen der Erdgöttin, der Mutter Erde, der ewig schöpferischen, segenspendenden Kraft, von der wir Menschen leben. Wenn nun dieser neue Roman ganz ausdrücklich diesen Titel führt, so ist damit etwas Besonderes gemeint. Der Roman berichtet von der Zeit vor 1000 Jahren, da auf Island zum ersten Male ein gemeinsames Thing des ganzen Landes zusammentrat, um dem Lande eine alle verpflichtende Rechtsordnung zu geben. Torsteinn Ingolfsson, der nach langen Mühen es erreichte, daß alle Isländer sich dem Thingspruch unterwarfen, spricht einmal von dem heimlichen Pakt, den er mit dem Boden dieses Landes habe: ihn zu befrieden! Denn die Erde will nicht Streit und Zwietracht, Mord und Verderben, die Erde will Fruchtbarkeit und Wachstum für alle, die ihr dienen, denen sie eine Heimat gibt.

Stark und sicher stehen die Männer des Nordens vor uns, Bauern, Krieger, Händler. Wohl ist der Lavaboden ihrer neuen Heimat karg, wohl sind die Winter lang und nicht alle Jahre beschert der Herbst eine Ernte — aber sie lieben dies Land, das ihnen Heimat wurde, weil sie die Gefahr lieben und ihrer Kraft vertrauen! Im Mittelpunkt der Erzählung steht die Familie Torsteinns, er selbst, der bedächtige zielsichere Sohn des alten „Goden", Tora, seine Frau, die dem ältesten Sohn Torkell trotz ihres leuchtenden Haares und ihrer großen strahlenden Jugend immer warm und unerschöpflich wie die dunkle Nacht erscheint. Wie ein strahlender Goldfaden zieht sich durch das Gewebe der Handlung die Jugend Torkells hindurch, mit ihm erleben wir die erste Seefahrt, das große Fest der Sonnenwende, das Begräbnis des Ahnen, die ersten Things, bis er selbst, hineinwachsend in das Amt seiner Väter, Recht spricht und Ordnung hält im Lande. — Ein prachtvolles Werk schuf Gunnarsson mit diesem Roman, ein Werk, in dem die Welt der Islandsagas lebendig ist, in dem Morgen und Mittag der nordischen Völker Gestalt wird. In der ausgezeichneten Uebersetzung de Boors ist die ganze Wucht und Schönheit der Sprache des größten isländischen Dichters erhalten geblieben. Aus jedem seiner Sätze spricht nicht nur ein echter Dichter, sondern der Nachkomme seiner ersten Landnehmer, der noch heute die große Vergangenheit seines einsamen Landes und seines Volkes im Blute trägt.

Neue Woll-Pullover (für Straße und Haus). Beyer-Band 301. Pullover und Jacken neuester Form und Linie, mit amüsanten Streifenwirkungen und schleifenartigen Verzierungen. Als neuartiges Beiwerk Anhängebuchstaben in Holz und Galalithringe. Schnitte, Zählmuster und Arbeitsproben auf dem beiliegenden Bogen.